

Janine Adomeit

Vom Versuch,
einen silbernen Aal
zu fangen

Roman

dtv



© 2021 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Gesetzt aus der Palatino

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28296-3

*Trink die Zeit,
sonst trinkt sie dich.*
– Der Dicke

1.

Am Tag der Entdeckung. Samstag.

Es war zu warm für die Jahreszeit, auch sonst stimmte nichts. Vera klappte ihr Kassenheft zu und stopfte es zurück in den Spalt zwischen Tresen und Wand, hörte, wie die Rechnungen und Mahnbriefe mit lautem Knistern tiefer rutschten. Sie brach eine neue Schachtel Zigaretten an. Hatte neulich erst gewechselt, ihre Marlboros gegen welche vom Discounter getauscht. Die nächste Stufe wäre Selberdrehen. Einsteigen mit gutem Tabak und sich allmählich runterarbeiten. Sie war vorbereitet.

Vera rauchte fertig, feudelte anschließend unter den Tischen im Schankraum. Schaltete die Lichterketten ein und schob eine CD in die Anlage. Zuletzt noch die Engelsflügel und die Perücke aus Lamettafäden übergezogen. Vor kurzem hatte sie sich für samstags das Motto »Karneval« ausgedacht. Oft kriegte sie die Bude mit dem bisschen Rambazamba noch voll. Doch am Unteren Markt war Schützenfest und warteten hundert Liter Freibier. Falls sich keiner zu ihr ins Stübchen verirrte ... Vera goss sich einen Jägermeister ein. Falls

heute keiner käme, bliebe sie am Tresen sitzen. Ihr eigener Gast.

Darauf trank sie.

Halb acht jetzt, die Sonne gab auf. Gut. Im Dunkeln konnte man sich einreden, die Stadt sei wie jede andere. War das Größte unsichtbar: das Gerippe des Bushäuschens an der Promenade, die Schuttcontainer in den Gassen. Die Rollgitter vor den Ladentüren und die eingeschlagenen Fenster der Geschäfte, bei denen sich kein Einbruchschutz mehr lohnte. Villrath an den Polarkreis versetzen, dachte Vera. Ein halbes Jahr Nacht, den Rest der Zeit Urlaub, das würde helfen.

Darauf trank sie.

Sie betrachtete das achtzig Jahre alte Schwarzweißfoto über der Eckbank. Es zeigte das Haus, einen Fachwerkhof, in der Frontalansicht. Links an der Scheune Schubkarren und Werkzeug und im Vordergrund Menschen, deren Gesichter das einzig Unaufgeräumte waren im Bild: Veras Großvater, der Onkel und dessen Söhne. Bauern, die nach acht Jahren Schule den größten Teil ihres Lebens auf den Feldern verbracht, beim Pflügen mageren Pferden in den Hintern gesehen hatten, falls sie und die Pferde nicht der Krieg geholt hatte; Männer, die schweigend ihr Schwarzbrot mit Rübenkraut aßen, morgens wie abends und im Winter mit Wundschorf auf den Lippen; deren Fingernägel nie mehr richtig sauber waren, nicht mal im Sarg. Daneben, als zweites Grüppchen, die Frauen. Ihre kleinen, borkigen Mutterkörper und ihr früh ergrautes Haar. Dunkle Kittelschürzen mit aufgenähten Taschen und in

den Taschen Sicherheitsnadeln, Haarnadeln, Buntkopfstecknadeln. Von Gicht entstellte Hände, die Kruste aus Unterhosen kratzten. Aber für das Haus war das die beste Zeit gewesen. Es hatte Menschen etwas bedeutet. Denen, die darin gelebt hatten; und auch denen, die später, als die Räume im Erdgeschoss zur Schankwirtschaft ausgebaut worden waren, hier ihre Hochzeiten und Geburtstage und Kegelclubjubiläen gefeiert hatten. Mittlerweile, das hieß: für Vera, war es nur noch das notwendigste aller Übel.

Aber nun. Sie brachte es auch nicht über sich, hier die Schotten dicht zu machen und ihren Kittel an den Nagel zu hängen. Was wäre schon die Alternative? Für eine Ausfallsstelle in der Bäckerei oder bei Tchibo war ihr Geduldsfaden zu kurz und ihr Maul zu lose. Im Stübchen war sie wenigstens ihr eigener Chef. Konnte bis mittags schlafen, bestimmen, welche Musik gespielt wurde, welche Regeln im Schankraum galten. Konnte sich aussuchen, an wen sie die Zimmer im ersten Stock vermietete, und innerhalb von fünf Minuten jeden auf die Straße setzen, der sich danebenbenahm. Und immer weiter Zahlungen aufschieben. Sparen. Durchhalten. Nur noch bis morgen, und morgen wieder von vorn.

Wenigstens die Stammbesetzung würde ihr dabei Gesellschaft leisten, würde sie auch heute Abend nicht im Stich lassen: Rolf brauchte nach der Schicht seinen Absacker und eine Runde Dart; Bärbel musste mit Dolce raus, würde Hotte mitnehmen, damit er ihre Abwesenheit nicht nutzte, um allein auf dem Sofa einen Wein zu köpfen. Und auch Kurti musste unter Leute, neue Gründe fin-

den, ihnen in der kommenden Woche aus dem Weg zu gehen. Alles wäre wie immer. Kurz vor Schluss dann Udo Jürgens und Roland Kaiser, Howie und Paola; ihre Kindheits- und Jugendschlager, die sie so schön rühmig machten, und auch dieser Abend wäre rum. Vera freute sich schon darauf, spätestens um eins, halb zwei wieder unter ihre Bettdecke zu kriechen.

Als eine Art Kanonendonner von Norden hallte, zuckte sie zusammen. Es dauerte einen Augenblick, bis sie sich erinnerte: An der Baustelle der Bahn wurde seit gestern gesprengt. Dass die auch nicht um die paar Felsbrocken und Findlinge herumbauen konnten oder wollten. Eine brandneue Güterzugtrasse, parallel zu den Rheinhäfen bis rauf nach Duisburg, hatte im Lokalblatt gestanden. Beim Gütertransport ginge es um Schnelligkeit, deswegen der Bau mitten durch den Wald. Überall war Zeit gleichbedeutend mit Geld, dachte Vera, hatte alles sein Tempo und deswegen einen Wert. Außer vielleicht hier, vor und hinter ihrem Tresen. Sie kratzte sich unter der Engelshaarperücke, schenkte sich nach und überlegte, ob sie noch Luftschlangen über das Holzbrett an der Wand hängen sollte, in dem eingebrannt in Schnörkelschrift der Wahlspruch des Stübchens stand: *Lieber ertrunken als verdurstet*. Vera gähnte und blieb sitzen. Kurz, ganz kurz fand sie, dass es auch seine guten Seiten hatte, wenn nichts Unerwartetes passierte.

Die Feuerwehirsirene am Kurpark setzte ein. Rolf hatte auf dem Heimweg was gehört, machte Andeutungen, dass am Hang was passiert sei, man etwas gefunden habe. Dass

die Bauarbeiten ruhten. Was denn, was soll da sein im Geröll, eine Goldader, scherzte Vera, aber Rolf lachte nicht. Traute sich nicht wegen seiner Zähne.

Zur vollen Stunde stellte Vera die Musik aus und das Lokalradio ein. »Pscht.« Sie legte den Finger an die Lippen, warf Hotte, der noch quasselte, den Spüllappen an den Hinterkopf.

»Villrath: Zwischenfall bei der Sprengung für die neue Güterzugtrasse.«

Sie hätten es bei dem austretenden Wasser nicht mit normalem Grundwasser zu tun, sagte einer vom Trupp ins Mikrofon. Ein Schnelltest habe einen erhöhten Mineraliengehalt sowie eine überdurchschnittliche Temperatur ergeben. Fürs Erste müsse abgepumpt und das Wasser in die Gräben und Bäche der Umgebung geleitet werden, längerfristig käme als Lösung der nahe Stausee in Frage. Möglich, dass es sich um einen bisher unbekanntem Arm der 2001 von einem Erdbeben verschütteten Villrather Heilquelle, im Volksmund auch bekannt als »Marienquelle«, handle, schloss der Ansager und ging über zu den Verkehrsmeldungen.

Es war still im Schankraum. Vera griff nach der Stuhllehne und setzte sich. Hotte nahm seinen Cowboyhut vom Kopf und drehte ihn nervös zwischen den Händen, blickte von einem zum anderen. Kurti klopfte sich mit der Faust auf die Brust und hustete, spuckte in sein Taschentuch und inspizierte den Inhalt interessiert.

Auf einmal sah er auf. »Ja, und? Warum sagt denn keiner was?«

»In der Badewanne«, sagte Bärbel und faltete die Hände in den Samthandschuhen, »ich weiß noch, wo ich damals beim Erdbeben war. In der Wanne.«

»Pff. Morgens um drei?« Kurti sah sie spöttisch an.

Bärbel lächelte nur. Abwechselnd beobachtete sie Rolf und Hotte, zog in Zeitlupe den linken, abspenstig gewordenen BH-Träger zurück über ihre Schulter und ließ los. Es schnalzte. Das Brustfleisch im Ausschnitt zitterte. Der Hund in Bärbels Schoß nieste.

»Vera«, sagte sie, »wir haben ein Wunder. Gibt's keinen Sekt?«

*

Kamps lag in der Dunkelheit und dachte an Angelika: Daran, dass ihre Hälfte der Matratze immer noch nach der Kräuterseife roch, die sie so viele Jahre benutzt hatte, und dass er sich nun, mit beinahe sechsundsiebzig, keine neue mehr kaufen würde. Immer würde er eine Matratze haben, die nach Angelika roch. Es war ein guter Gedanke, und Kamps drehte das Kissen auf die kühle Seite und legte den Kopf darauf. Dass er heute oder morgen wieder nach ihr sehen müsste, überlegte er. Der Friedhof war eine Zumutung, so viel stand fest.

Was er damit solle, hatte der Gemeindegärtner gesagt, sich auf den Spaten gestützt und das Blatt Papier in Kamps' Hand mit hochgezogenen Brauen betrachtet.

Mitnehmen, seinem Vorgesetzten zeigen. Damit endlich was passiere. Kamps hatte vorgelesen: zwei Fahrrad-

rahmen. Ein Kühlschrank. Ein Röhrenfernseher. Ein Lattenrost. Vier Müllsäcke, Inhalt unbekannt. Ein kaputter Kinderwagen.

Für Sperrmüll sei er nicht zuständig, hatte der Gärtner gesagt, da sei Kamps an der falschen Adresse.

Ob er ihm die Liste dann wenigstens unterzeichnen könne, als, nun, Zeuge?

Der Gemeindegärtner hatte gelacht.

Kamps hatte das Blatt sinken lassen. Gesagt, dass das nicht alles auf seinen Handwagen ginge. Nicht die großen Teile. Das schaffe er nicht.

Aber da kümmere sich doch die Abfallwirtschaft drum. Die wüssten Bescheid. Da kämen bald ein paar Leute.

Wann?

Irgendwann. Demnächst. Sei eben nicht unbedingt Priorität, dieser Teil der Stadt.

Kamps hatte den Zettel eingesteckt.

Wie hieß der Gärtner, Schulte, Schulze? Das t konnte wie ein z aussehen oder andersherum, wenn er den Stift schnell genug führte. Zuhause probierte er es. Es sah echt aus. Darunter setzte er seine eigene Unterschrift. Julius Kamps.

Insgesamt sieben Beschwerden hatte er seither ans Grünflächenamt und an die Stadtverwaltung geschickt, die Listen sauber auf Angelikas alter Schreibmaschine im Keller abgetippt, die großen Kuverts aus Kraftpapier benutzt. Keine Antwort. Womöglich würde es seinen Worten Nachdruck verleihen, den Zustand des Friedhofs mit Fotografien zu belegen.

Dass Villrath einmal einen Preis für die schönste Innenstadt des Bundeslandes erhalten hatte. '87 musste das gewesen sein, Kamps hatte die beiden Douglasien im Garten gerade erst gepflanzt. Es war die Zeit gewesen, in der sein Viertel sich den Beinamen »Weiße Siedlung« verdiente, da sich ein Kurarzt nach dem anderen hier niedergelassen hatte. Die Zeit, in der die Stadtverwaltung beschlossen hatte, den Tourismusbetrieb, die gesamte dafür benötigte Infrastruktur so professionell auszubauen, dass sich Villrath, bislang lediglich staatlich anerkannter Kurort, in einigen Jahren um den begehrten Zusatz »Bad« vor dem Namen hätte bewerben können; in die Riege altherwürdiger Kurstätten aufgestiegen wäre, die von Kaisern und Königen und anderer Prominenz besucht worden waren. Eine Adresse, so schick wie Bad Honnef auf der anderen Seite des Rheins. Ja, Kamps war damals stolz gewesen auf Villrath, »Tor nach Rheinland-Pfalz« und zu den herrlichen Weinbergen des Ahrtals. Auch Drachenfels und Rolandsbogen, der Andernacher Geysir, selbst die Loreley und die Pfalz bei Kaub waren höchstens einen Tagesausflug entfernt. Selbsterklärend, dass Menschen aus dem ganzen Westen Deutschlands zur ambulanten Vorsorgeleistung hergeschickt worden waren oder sogar in die eigene Tasche gegriffen hatten, um sich mal anständig zu erholen. Sich am heilenden Villrather Wasser zu stärken und anschließend die Bäuche gefüllt zu bekommen: Sauerbraten, Schlachtplatte, das ganze gute Programm. Es hatte Kamps gefallen, dabei zuzusehen, wie sie am frühen Morgen losgezogen waren in den Park zur ersten Trinkkur

des Tages, ausgestattet mit den blau-goldenen Steingutkrügen, die bei Ankunft auf den Kissen der Hotelbetten lagen. Oder abends: flanierend auf der Promenade, während sich nach und nach die Laternen einschalteten wie eine goldene Perlenkette, Musik und Gelächter aus den Lokalen drang. Entspannte, zufriedene Leute, Arm in Arm, mit roten Flecken im Gesicht vom Wein oder weil sie sich beim Tanztee einen Kurschatten angelacht hatten. Wie auch immer. Die Gäste waren jedenfalls aufgeblüht. In wie vielen Fällen hatte Villrath damit zum Erhalt der Arbeitskraft beigetragen. Wachstum und Wohlstand genährt, einen Dienst am Land getan. Aber die Politik hatte sich nicht rechtzeitig gekümmert, war nie mehr in die Pötte gekommen. Man hatte die Stadt vergessen; rund fünftausend Leute, einfach so.

Zugegeben. Als einen vorübergehenden Schluckauf der Natur hatten es auch die Villrather abgetan, als das kostbare Wasser der Marienquelle sich von jetzt auf gleich zurückgezogen hatte. Die Kubatzkys und Hansens mit ihren Ferienwohnungen, Klärchen und Hans mit der Minigolfanlage. Gerkens' Kurti mit seinen beiden Eseln und dem Ziegenbock, ein billiger Streichelzoo für die Kinder. Jeder hatte daran geglaubt, dass alles schon wieder gut würde. Woran sonst?

Das Erdbeben war um zwei Uhr achtundvierzig in der Nacht gekommen, Kamps würde das nie vergessen: ein tiefes Grollen, ein Ruckeln des Bettes, dann waren die Lesebrille und die Tablettendose vom Nachttisch gefallen. Absackende Gesteinsschichten. Waren womöglich die

Tagebaue Garzweiler und Hambach schuld? Unsinn, ließ der verantwortliche Energiekonzern in gewählteren Worten in die Zeitungen drucken. Als das Becken im Rondell des Kurparks auch in den folgenden Tagen leer blieb, entschied der Stadtrat in Eile. Bagger wurden gebracht. Sie gruben jede Woche in einem immer größeren Radius von der Mitte des Parks und schließlich bis zur Mauer, bis auch die sorgsam gehegten Blumenbeete, der kugelig gestutzte Buchs und ein Großteil der Bäume aus fünfundzwanzig Ländern dran glauben mussten, das hübsche japanische Teehäuschen vor Staub und Dreck kaum noch zu sehen war. Ein Fachmann einer Universität nahm Bodenproben und wusste doch nichts Handfestes zu sagen. Ein Tross Wüschelrutengänger steckte Planquadrate, campierte zwischen Erdhaufen. Doch das Wasser blieb verschwunden. Danach war nichts mehr wie zuvor. Kein Weinfest, keine ausgebuchten Fremdenzimmer mehr, keine Reisebusse aus Holland und Belgien. Auch die Pläne für die Therme und die Rehaklinik: verworfen. Die Jüngeren, Gesunden hatten Anstellungen in der Zucker- oder Brikettfabrik gefunden. Die anderen nichts. Wenn in der Zeitung von der Arbeitslosenquote in Villrath und Umgebung die Rede war, blätterte Kamps nur noch kopfschüttelnd zur nächsten Seite. Allein im Café Tango schienen sie zwischenzeitlich eine neue Geschäftsidee an Land gezogen zu haben. Gerkens' Kurti hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, dass im Blumenkasten des Hauses seit neuestem ein rotes Papierherz an einem Stöckchen flatterte. Auch die Parkplätze vorm Café seien rund um die Uhr besetzt.

Das bedeute, dass sich in den oberen Etagen ein, nun ja, er wisse schon, befände. Ein Schandfleck, Kamps hatte zugestimmt. Abgesehen davon schien sein Villrath nur noch als Kulisse für Drehs von Kriminalfilmen interessant, deren Hinterlassenschaften, Kaugummipapiere, Getränke-dosen und dergleichen, er gereizt aufsammlte. Beim nächsten Mal, fantasierte er, würde er die Adresse des verantwortlichen Fernsehsenders herausbekommen und die Müllsäcke dort ausleeren, direkt im Foyer.

Kamps steckte den Finger in den Mund und pulte an einem winzigen Zwiebelstück, das zwischen den Backenzähnen festsaß und unangenehm drückte. Ein Zahnstocher. Aber aufstehen wollte er nun auch nicht mehr, rang mit sich. Im nächsten Moment schreckte ihn ein Geräusch, ein Poltern und Scheppern, hoch. Es kam von draußen, durch den Spalt des Schlafzimmerfensters. Jetzt Stimmen. Kamps schwang die Beine aus dem Bett, angelte blind nach den Pantoffeln und fand sie nicht, ging barfuß zum Fenster und blickte mit bangem Herzen in die Schwärze hinter der Scheibe. Dann sah er sie. Vier Männer und ein Kleintransporter vor dem leerstehenden Haus gegenüber. Jeweils zu zweit schafften sie etwas Dünnes, Langes in den Wagen. Kupferrohre. Kamps beobachtete die Männer, wie sie, nachdem die Rohre im Transporter verstaut waren, auf der Straße stehen blieben und sich Zigaretten anzündeten, rote Punkte, die in der Düsternis wie Glühwürmchen schwebten. Einer löste sich von der Gruppe und machte langsam einen Schritt über die Straße, dann noch einen und noch einen. In Kamps' Einfahrt

schaltete sich der Bewegungsmelder ein. Der Mann blieb am Rand des Lichtkegels stehen. Er schnippte seine Asche weg und legte den Kopf in den Nacken, sah hinauf zu Kamps' Schlafzimmer, und Kamps trat hastig vom Fenster zurück. Im nächsten Augenblick war er bereits auf der Treppe, dann im Wohnzimmer; hielt den Telefonhörer in der Hand, wählte, wagte nur zu flüstern.

»Ja, Herr Kamps, in Ordnung, ja, wir schicken einen Wagen. Verhalten Sie sich ruhig.«

Er legte auf.

Vielleicht könnte er auf allen vieren in den Flur und von dort zurück in den ersten Stock, zurück ans Fenster, um die Banditen wenigstens im Auge zu behalten. Doch wenn sie ein Brecheisen dabei hatten, würden sie es nicht an der stabilen Vordertür, sondern an der Werkstatt versuchen. Dafür würden sie von hinten durch den Garten kommen. Kamps hielt sich an der Lehne der Telefonbank fest, blickte zu der hölzernen Muttergottes auf dem Sims. Bekreuzigte sich. Als sich etwas Weiches an seinen Unterschenkel drückte, fuhr er zusammen, hob die Katze dann schnell auf seinen Schoß. Kamps lauschte.

Die Polizei kam zehn Minuten zu spät, Kamps öffnete die Tür mit einem ungeduldigen Ruck. Der kleine Glattrasierte und der Große mit dem Vollbart. Wieder musterten sie Kamps, musterten seinen Flur, den Rosenkranz an der Wand und den Katzenbaum.

Er habe angerufen wegen verdächtiger Personen?

»Plünderer«, sagte Kamps, »gerade erst abgehauen,

Richtung Hauptstraße. Haben Kupferrohre weggeschafft von gegenüber. Ich hab gedacht, bis hierher kommen die nicht. Nicht so weit rein in die Stadt.«

»Konnten Sie jemanden erkennen?«

Kamps schüttelte den Kopf.

»Das ist eben eine schwierige Situation hier in Villrath«, sagte der Bärtige, als sie gemeinsam in der Küche saßen, Kamps Wasser für drei Tassen Tee auf die Herdplatte gestellt hatte.

»Was wollen Sie jetzt machen?«

»Jetzt nehmen wir das erst mal auf. Dann muss man schauen, was die Kapazitäten zulassen. Eventuell mehr Streife.«

»Sie sehen doch, dass Sie hier was anderes tun müssen als Streife fahren!« Kamps presste die Zähne aufeinander.

Hinter den Polizisten begann das Wasser auf dem Herd zu kochen, der Dampf breitete sich allmählich in der Küche aus.

»Tut uns leid, Herr Kamps. Wir tun, was wir können. Im Moment sind wir mit dem Umweltcamp recht ausgelastet. Vandalismus, Sabotage, das sind keine harmlosen Blumenkinder, wenn Sie verstehen, was ich meine. Die meinen das verdammt ernst, das mit dem Waldretten.«

»Vielleicht verziehen die sich aber bald. Die Bahn kann ja erst mal nicht weiterbauen, wegen der Quelle«, sagte der andere.

Kamps blickte auf, sah von einem zum anderen.
»Wie?«

»Haben Sie noch nichts gehört? Die sind da oben an der

Baustelle auf Wasser gestoßen. Mineralhaltiges Wasser. Kurios, oder, nach fünfzehn Jahren?«

»Siebzehn«, korrigierte der Bärtige.

»Ah«, sagte Kamps.

Natürlich hatte er nichts gehört, von wem denn. Er würde sich allerdings auch nicht bemühen, etwas in Erfahrung zu bringen. Die Aufregung würde er sich sparen. Immer wieder hatte es angebliche Austritte von echtem Quellwasser in der Gegend gegeben, anfangs hatte er die Berichte darüber noch aus der Zeitung geschnitten und abgeheftet. Doch jedes Mal war es eine Ente gewesen. Häufig sogar eine faustdicke Lüge von jemandem, der sich hatte wichtigmachen wollen. Sollten andere ruhig einen unnötigen Tanz veranstalten – er ließ sich nicht mehr an der Nase herumführen. Vorbei war vorbei, das lernte jeder auf seine Art.

Die Polizisten waren verstummt. Die Küchenfenster beschlagen. Kamps spürte, dass seine Zungenspitze aus dem Mund herausguckte, wie immer, wenn er geistesabwesend war. Er erhob sich und stellte das Wasser auf dem Herd aus. Für die zwei war ihm sein Tee zu schade.

»Noch Fragen, Herr Kamps?«

Er schüttelte den Kopf.

Als sie Richtung Einsatzwagen gingen, drehte sich der Bärtige noch mal um. »Ist bestimmt nicht einfach, wenn die Nachbarn einer nach dem anderen fortgehen ...«

»Was meinen Sie?«

»Ich spreche von einem gewissen Sicherheitsgefühl. Das ist ja wichtig, gerade für ältere Alleinstehende.«

Er käme zurecht, antwortete Kamps.

»Nur ein Tipp. Gut sichtbar angebrachte Alarmanlagen schaden nicht, gibt es auch als Attrappe. Oder Sie nageln ein Schild an den Zaun. Eins mit einem Hundekopf. Rottweiler, Schäferhund, so was.«

Er habe nur Katzen, sagte Kamps.

Sie stiegen ins Auto. Er sah dem Wagen nach, wie er davonfuhr, die Rücklichter in der Dunkelheit kleiner wurden und verschwanden. Die Faulpelze waren erleichtert gewesen, nicht ernsthaft wegen des Diebstahls einschreiten zu müssen; das hatte er ihnen angesehen. Nichts würde sich ändern. Die Polizei war sich da sicher. Die Diebe waren sich da sicher. Kamps ahnte: Mehr und mehr würde das Viertel, seine »Weiße Siedlung«, verlottern, bis kein anständiger Mensch hier noch wohnen wollte. Wäre der Zustand erst erreicht, müssten sie sich alle warm anziehen. Zögen im Handumdrehen die Flüchtlinge ein, mit der ganzen Sippe; so wie es vielen Gemeinden im Umland ergangen war, die nur über ein wenig Leerstand verfügten. Aber wie das so war, stets blieb man allein mit seinen Sorgen. Resigniert schloss Kamps die Tür.

Durch den Flur ging er in die Waschküche, durch die Waschküche in die Werkstatt. Er stemmte die Hände in die Hüften. Dachte, dass er ein Vorhängeschloss an der Tür anbringen könnte. Als er den Betrieb dichtgemacht hatte, kurz nach dem dritten Bandscheibenvorfall, hatte Angelika angenommen, er würde die Werkstatt nach und nach leerräumen, aber Kamps hatte abgewunken. Er war weiterhin jeden Morgen um sieben zum Läuten der Kir-

chenglocken aufgestanden, hatte Reparaturen für die Nachbarn ausgeführt; seit die Nachbarn fort waren, fühlte er sich verpflichtet, wenigstens Ordnung zu halten: die Ersatzteile da und die Regale mit dem Werkzeug dort. Die Rastbolzen in der Kiste unter dem Fenster, die Ringmaulschlüssel und Windeisen in ihren Schubladen neben dem Altmetall. Sortiert und beschriftet. Jederzeit auffindbar, sollte er sie brauchen. Auch das Schild lehnte noch hinter der Tür, »Schlosserei Kamps – Meisterbetrieb«, in Schutzfolie gegen Staub verpackt, auch wenn er wusste, dass er es nie wieder aufhängen würde. Kürzlich war ihm seine Lebensversicherung ausgezahlt worden, auch Ersparnes war da. Er kam über die Runden. Wie lange noch, darüber nachzudenken vermied er. Wofür, die Frage stellte er sich schon eher. So ein Mensch ohne Aufgabe. Das war doch nichts.

Ein Wimmern riss ihn aus seinen Gedanken. Kamps durchschritt die Werkstatt, vorbei an der Schweißanlage und dem Trafo. Ganz hinten, beim Alteisen, fand er ihn: einen neuen Wurf. Fünf blinde Fellwürmer, kaum faustgroß. Zusammengerechnet waren es nun vierundzwanzig Katzen. Fünfundzwanzig, wenn er Luises Kater mitzählte, der sich, wenn Kamps die Schüsselchen auf der Vordertreppe verteilte, dazwischendrängte und die anderen weg-biss. Dass er die Mutterkatze hier drin füttern würde, dachte Kamps. Sonst kämen sie vielleicht nicht alle durch. Wenn es früher einen Katzenüberschuss in der Straße gegeben hatte, waren die Jungen in der Regentonnen totgemacht worden, und Kamps, fünf Jahre alt, hatte die strampelnden Körper in den Händen seines Großvaters gesehen

und nicht begriffen. Ich will auch mal, hatte er gesagt. Bitte, ich will auch die Katzen waschen! Wie warm das Kätzchen gewesen war. Wie seidig das Fell. Und die Rippen darunter, so zierlich wie Gräten. Als er es unter Wasser drückte, fuhr es die Krallen aus, winzige Krallen, die ihn am Handrücken kitzelten. Kamps musste lachen. Dann stand er da mit dem tropfnassen Leib, der sich nicht mehr regte. Und Kamps erschrak, wie er nie zuvor erschrocken war.

Er bückte sich unter eines der Regale, zog die Kiste mit den ausrangierten Waschlappen und Unterhosen hervor, die er zum Reinigen und Polieren benutzte. Hob vorsichtig die Kätzchen, eins nach dem anderen, hinein und bettete sie sachte auf die Unterlage. Sobald sie vollzählig waren, fanden sie augenblicklich wieder zu einem Knäuel zusammen, ein einziger warmer, pulsierender Körper, der Schutz ausstrahlte. Ja, dachte Kamps, seine Katzen würden am Leben bleiben. Ihm die Mäuse fernhalten, die die Bauarbeiten an der Zugtrasse aufscheuchten. Ein Großteil der Katzen, Freigänger, war von denen, die fortgezogen waren, zurückgelassen worden. Waren von selbst bei Kamps aufgetaucht, hatten sich entschieden, zu bleiben.

*

Vera stand in der Tür des Stübchens und sah zu, wie Kurti seine Tüten zusammenraffte, nicht ohne zuvor geprüft zu haben, ob der Inhalt noch vollständig war: vier Leitz-Ordner voller Zeitungsausschnitte, einige Sporturkunden, D-Mark-Scheine in Bündeln, eine Schirmmütze der

Bundeswehr. Kurtis kostbarstes Hab und Gut, weswegen er es auch für nötig hielt, es Tag und Nacht bei sich zu haben.

Kurti ließ sich Zeit. Justierte hier und dort, versuchte, das Unausweichliche hinauszuzögern.

Vera verschränkte die Arme. »Acht neunzig. Komm jetzt.«

Umständlich begann er, in seinen Hosentaschen zu wühlen. »Moment. Ich hab da ...« Er förderte sandige Hustenbonbons und einen Rabattgutschein zutage. »Das gibt's doch nicht. Ich hatte heute Morgen einen Zwanni da drin.«

»Hast ihn verloren?«

»Nee, beklaut worden. Astrein beklaut. Mit mir kann man's ja machen.«

Er ließ die Schultern hängen und präsentierte seinen ausgereiftesten Gesichtsausdruck; Marke arme Sau. Doch sein Blick war aufmerksam. Kurti schätzte seine Chancen ein: ob sich Diskutieren, Lamentieren, Betteln lohnte. Immer in der Hoffnung, dass Vera von selbst einknickte. Nur noch dieses eine Mal. Wie immer. Es nötigte ihr Anerkennung ab, wie hervorragend, so ganz ohne Scham Kurti durchs Leben kam.

»Lass. Ich schreib's dir an.«

Er grient zufrieden, wie der Schmarotzer, der er war. Er verabschiedete sich, nahm seine Besitztümer an sich und verschwand eilig über den Hof von Clausens Gebrauchtwarenmarkt in der Dunkelheit.

Nun noch die beiden Verunglückten abfertigen, bevor

sie sich im Schankraum auf der Bank langmachten. Vera hob Dolce vom Boden und setzte ihn in Hottes Fahrradkorb, atmete durch den Mund; der Hund dünstete Magen und Urin aus, wie auf links gedreht. Hotte half der wandkenden Bärbel auf den Gepäckträger, die sich wie eine Puppe die Gliedmaßen biegen und anordnen ließ. Im Anschluss mühte Hotte sich ab. Seine Gummisandalen verhakten sich in den Pedalen. Endlich saß er und warf den langen grauen Zopf über die Schulter; triumphierend; es waren die kleinen Kämpfe, die es zu gewinnen galt. Was für einer er wohl gewesen war, bevor er sich in Bärbels Chatnachrichten verliebt hatte und aus seinem Eifeldorf hergezogen war? Vor der Arbeitslosigkeit und den leeren Tagen.

»Also dann«, Hotte tippte sich an die Hutkrempe, der silberne Sheriffstern blitzte im Licht der Laterne.

Immerhin hatte er seine und Bärbels Zeche bezahlt.

Vera kehrte zurück in den Schankraum. Hörte Rolf, der über ihr in seinem Zimmer auf und ab ging und darauf wartete, dass sie klopfen kam, im Bademantel und den Bademantel offen. Allmählich wurden ihre Besuche bei ihm zur Routine, und sie wusste nicht, ob es ihr gefiel. Hast du andere, hatte er neulich erst wissen wollen. Warum das wichtig sei, hatte sie zurückgefragt. Sie schätzte ihn. Aber Rolf wollte mehr. Fürs Helfen und Zupacken, wenn im Stübchen etwas repariert oder geschleppt werden musste. Für die Figürchen und Herzen aus glattpoliertem Rosenquarz, die er ihr schenkte, seitdem er von ihrer Schwäche für Nippes und Kram aller Art wusste.

Dabei müsste er sich nur ein wenig anstrengen, um eine zu finden, die voller Sehnsucht darauf wartete, jemand anderen als sich selbst zur Priorität zu machen.

Vera zog die Engelsflügel aus und nahm die Perücke herunter. Sie setzte sich hinter den Tresen und überlegte, noch ein letztes Bier zu zapfen, die letzte Zigarette aus der Schachtel zu rauchen. Tagesabschluss. Dann rauf in die Wohnung, Katzenwäsche, Bett. Vielleicht fände sie eine Doku im Nachtprogramm, eine von diesen, bei denen sich der Faden so leicht aufnehmen ließ: wahre Kriminalfälle, Messiehäuser, Krisenfamilien. Doch wenn sie ehrlich war, wusste sie, dass sie kein Auge zubekäme. Nicht heute. Nicht, bevor sie gesehen hatte, was im Wald gefunden worden war. Rasch stellte sie die Spülmaschine an, zog sich etwas über und sperrte das Stübchen hinter sich ab. Schlag den Weg über die Promenade und vorbei am verwilderten Kurpark ein, bog dann in eine der Altstadtgassen. Am Oberen Markt war alles still, leere Getränkedosen und Chipstüten lagen kreuz und quer auf dem kleinen Platz vorm Kino, Central-Lichtspiele, die Eingangstür mit Brettern vernagelt. Vor einigen Tagen hatte auch das feine Schuhhaus Schreppmann rechts daneben zugemacht; die alte Frau Schreppmann, auf hohen Hacken und mit Leichenbittermiene, hatte den Schlüssel hinter vierzig Jahren ihres Lebens abgezogen, sich dabei von der Lokalzeitung fotografieren lassen. Vor der Tür des Geschäfts standen noch die Container und etliche Müllsäcke, bereits von winzigen Zähnen aufgeschlitzt. Der Inhalt quoll heraus. Immerhin die Ratten und Füchse litten keine Not.

Na schön. Villrath hatte es lange Zeit gut gehabt. Vielleicht ein bisschen zu gut. Jahrein, jahraus Witzchen, wie lästig doch die Kurgäste sein konnten, gerade im Sommer; eine Armee in beigen Windjacken und Gesundheitsschuhen, die gefüttert und unterhalten werden wollte, während ihre Autos jeden Meter Parkfläche blockierten, ihre Dackel und Pekinesen die Gehwege vollschissen. Aber Geld hatten sie gehabt. Für Taxifahrten und Massagen. Rückenbürsten und Badesalz. Schneekugeln und Talismane. Und immer ging am Abend noch ein Bier oder ein Glas Wein, waren das Café Tango und der Gasthof Rheinperle und das Stübchen voll. Erst nach Allerheiligen atmete die Stadt auf, trauten sich die Einheimischen zurück zum Feierabendbier: Lampen-Klaus und Silke vom Sonnenstudio, die üblichen Verdächtigen vom Sägewerk und der Freiwilligen Feuerwehr. Der Friseur, ein Dicker, der Kette rauchte und Schnitzel Hawaii bestellte, dazu Cappy-O-Saft mit einem Fingerbreit Sekt. Ein höflicher Gast. Wenig Extrawünsche, viel Trinkgeld. Vera freute sich auf ihn, wenn sie, damals noch direkt von der Schule, nach Hause kam; sie ihre Tasche in den Flur warf und die grüne Schürze überzog. Wie häufig sie miteinander über ihre Swarovski-Kristalltiere gesprochen hatten, die sie auf der Fensterbank ausstellte, für die sie das magere Taschengeld herausrückte; Igel, Schwan, Delfin, ein Elefant mit zierlichem Rüssel und Schwänzchen. Doch nie fasste der Dicke eine der Figuren an, er wusste genau, wie leicht etwas kaputtging. Als sie sich schließlich ein Herz fasste und fragte, sah er Vera von oben bis unten an. Wollte wissen, wie alt

sie sei, ob sie zuletzt ein ordentliches Zeugnis gehabt hätte. Erst als alles unter Dach und Fach war, erzählte sie ihrer Mutter von der Lehrstelle im Salon: dass sie lieber in die Haare fremder Leute fasste, als sich im Stübchen einen Buckel zu schuffen wie eine, bei der es für nichts anderes gereicht hat. Sie hatte eine Ohrfeige kassiert, aber das war es wert gewesen.

Rücken, das könne er ihr garantieren, hatte der Dicke am allerersten Arbeitstag gesagt. Wenn ihr das nicht gefiele, könne sie sich freilich etwas anderes suchen. Schmerzhaft, schmerzhaft lästig, um genau zu sein, waren Vera jedoch nur die Theorieblöcke in der Berufsschule gewesen. Sie hatte den Salon in jeder Minute vermisst, das handwarme Wasser, den herrlichen Shampooschaum. Am meisten hatten ihr die Kunden gefehlt: Kinder, denen sie die Angst vor der Schere ausredete; höfliche, verloren gegangene Männer, die kamen, damit jemand sie berührte. Ihr fehlten selbst die oft lächerlich anspruchsvollen Kurgäste, über die der Dicke sagte, dass sie ihr das Wichtigste über ihre Aufgabe beibrächten: das Äußere mit dem Inneren in Einklang zu bringen, erst recht, wenn beides nicht weiter voneinander entfernt sein konnte. Jeder brauche doch das Gefühl, dass eine bessere Version seiner selbst möglich war. Sie hatte das schäbige, stolze Verlangen danach gekannt. Deswegen war sie gut gewesen in ihrem Job. Deswegen hatte sie keine Rückenschmerzen gekannt. Deswegen hatte sie nicht damit gerechnet, jemals wieder im Stübchen zu stehen.

Vera gelangte auf den Unteren Markt, berührte im Vor-

beigehen die von vielen Händen golden gestreichelte Flosse der Fischskulptur im Brunnen, heftete ihren Blick aufs Kopfsteinpflaster und zählte ihre Schritte. Bei dreiundsiebzig sah sie auf, das Reklameschild des Salons leuchtete vor ihr in der Dunkelheit. Immer noch versetzte es ihr einen Stich, den Namen der Stümperin, schlecht geklebt, auf der Schaufensterscheibe lesen zu müssen. »Inh. Luise Engelhardt«. Ein karger Lichtschein von drinnen, eine uralte Schreibtischlampe auf dem Empfangstresen. Die Hyäne war so spät tatsächlich noch im Laden und zählte, einen Stift in der Hand, den Inhalt ihrer Kasse. Nun blickte sie argwöhnisch auf und stierte nach draußen, ihr Gesicht leuchtete fahl durchs Fensterglas. Vera duckte sich und machte einen Satz, der sie außer Sichtweite brachte. Sollte die Engelhardt glauben, ein Gespenst gesehen zu haben.

Vera passierte die Stadtmauer und ließ bald darauf auch die letzten Häuser der »Weißen Siedlung« hinter sich, in den Gärten gähnten leere Schwimmbecken in die Nacht. Am Ortsausgangsschild schaltete sie die Taschenlampenfunktion ihres Handys ein und betrat den Waldweg. Hoffentlich hielt der Lichtschein auch die Wildschweine fern, die zu dieser Zeit im Jahr Frischlinge hatten. Oder würde er sie erst anlocken? Vera beschleunigte ihren Schritt. Ignorierte das Stechen in den Seiten und die Lunge, die pfiiff; die ihr zwei Jahrzehnte Qualmerei nicht verzieh. Doch sie zwang sich, nicht zu husten. Sie ging auf die Vierzig zu, doch noch hatte sie hier das Sagen.

Vera war nassgeschwitzt, als sie die Baustelle erreichte. Das Areal war taghell erleuchtet, an den Strahlern im Gras

klebten Motten in Klumpen. Die Absperrgitter schienen eilig und ohne große Sorgfalt aufgestellt worden zu sein, sie musste nicht lange suchen, bis sie eine Lücke fand. Endlich stand sie auf der weitläufig abgeholzten Fläche; sah Baumstümpfe, aus dem Boden ragend wie abgebrochene Zähne. Hundert Meter entfernt eine kleine Menschentraube: Freiwillige Feuerwehr, Technisches Hilfswerk. Doch noch hatte Vera niemand bemerkt, konnte sie ungestört auf einen der kleineren Findlinge klettern, um bessere Sicht zu haben. Sie versuchte sich zu erinnern, wie dieser Ort bei Tageslicht aussah. Ausgesehen hatte. Denn der größte Felsbrocken war nicht mehr da, an seiner Stelle klaffte ein Loch. Fast eine Grube. Sie schien einen, vielleicht zwei Meter tief in die Erde hineinzureichen und sah danach aus, als sei hier etwas schiefgegangen. Zu viel Sprengstoff benutzt worden. Vera ließ sich wieder vom Stein rutschen und ging den dicken Schläuchen nach, die entlang des Plateaus verliefen und auf der anderen Seite, dem alten Wanderweg folgend, als Bündel im Wald verschwanden. Anscheinend hatten die Pumpenwagen es nicht bis hierher geschafft und standen weiter unten auf dem Parkplatz. Der feuchte Boden saugte immer stärker an den Sohlen von Veras Sandalen. Sie zog die Schuhe aus und krepelte ihre Jeans bis zu den Waden hoch.

»Sie können hier nicht lang, Frau Beutel.«

Clausens Jüngster, das Gesicht weiß und starr im Scheinwerferlicht; sie konnte die Poren sehen, Krater schlecht verheilter Pickel. Er glotzte. Wand sich unter der Autorität, die über ihm hing wie ein viel zu schwerer

Mantel. Letzte Woche hatten sie im Stübchen noch auf seine Gesellenprüfung angestoßen, hatte Vera ihn und seinen nackten Hintern morgens um vier vom Fußboden geklaut.

»Frau Beutel, ich hab meine Anweisungen. Wir sind hier heute beinahe abgesoffen, der Boden ist immer noch aufgeweicht. Wir müssen aufpassen, dass niemand ausrutscht und sich verletzt.«

»Werde ich nicht.«

»Das ist auch nur ein Graben mit Wasser drin, man kann kaum was erkennen.«

»Dann sollte mir jemand leuchten.«

Im Schein der Lampe hockte sie sich so nah wie möglich vor die Grube, ihre Füße sanken ein, warmer Schlamm schloss sich um ihre Knöchel. Trotz der abgehenden Schläuche war das Loch voll Wasser. An der Oberfläche formten sich schaumige Häubchen und perlten in fingerdicken Rinnsalen ab. Vera tauchte die Hände ins Wasser, sie spürte eine Art Strömung, spürte Bewegung dort unten, ein Zucken wie von kraftvollen, seidigen Muskelsträngen. Ein Tier, stellte sie sich vor, ein silberner Aal, der sich ausgerechnet zu ihr verirrt hatte. Es kitzelte aufreizend zwischen ihren Fingern. Als ob sie nur zupacken müsste. Stattdessen beugte sie sich vor und roch, um alle Zweifel auszuräumen. Erfrischend und wohltuend. Hoher Eisengehalt, Anteile von Schwefel. Gut gegen Erkrankungen von Galle und Bauchspeicheldrüse, Harnwegsinfekte, Reizdarm. Originaltext der Broschüre der Kurverwaltung,

sie hatte es auswendig lernen müssen als vierzehnte Villrather Nixe. Vera führte die Hände zum Mund. Leckte am Wasser, kostete es. Blut und Stein und faule Eier. Scheußlich, aber eindeutig. Auf dem Foto, das die Lokalzeitung damals von der Krönungsfeier zur Nixe druckte, hält sie den schweren Wappenkrug an die Lippen und lächelt schwachsinnig, um den Ekel zu verbergen. Dennoch, sie hatte eine gute, kurze Zeit gehabt. War jemand gewesen. Zum ersten Mal. Vielleicht auch zum letzten. Das Beste in ihrem Leben sei eben früh gekommen, sagte Bärbel manchmal, wenn sie Vera die Karten legte.

Der Junge hinter ihr räusperte sich zaghaft. »Alles in Ordnung?«

Er brachte Vera zurück bis zur Absperrung, wo sie die Fußsohlen am Gras abwischte und zurück in ihre Schuhe stieg. Er wünschte ihr einen guten Heimweg und, als sie nicht reagierte, sagte er es gleich noch mal.

»Kommen Sie gut heim.«

Ja doch. Was denn sonst?

Sie stolperte in Richtung Stadt, die nassen Füße fanden keinen Halt in den Sandalen. Erst als sie fast der Länge nach über eine Wurzel gefallen wäre, verlangsamte sie ihren Schritt. Versuchte, das kühle Kribbeln, das ihr die Haut hinauf- und hinabfuhr, nicht zu beachten. Keine falsche Eile jetzt. Doch sie dachte an all die Gelackmeierten. Daran, wie oft im Stübchen über den Tag, an dem Villraths Wasser zurückkehrte, gescherzt worden war. Zunächst mit Hoffnung. Später albern. Gespickt mit Plänen und Ankündigungen, die sich im Bierdunst verflüchtig-

ten. Doch nun war es geschehen. Tatsächlich geschehen. Vera hielt inne, kramte nach ihrem Telefon. Scrollte, bis sie in ihren Kontakten Ferber, Martin, privat, fand, und tippte eine Nachricht. Wenn einer wusste, was das alles zu bedeuten hatte, vor allem was als Nächstes passieren würde, dann er. In einer Tasche ihrer Strickjacke fand sie den kleinen Flachmann, schraubte ihn auf und sah auf ihre Armbanduhr. Kurz vor eins. Aus der Ferne tönte das gleichmäßige Rauschen der Autobahn. Das war schön, tröstlich; Menschen auf dem Weg nach Hause. Um diese Uhrzeit fuhren alle nur noch nach Hause. Putzten die Zähne und legten sich zu jemandem ins Bett; brachten ihr Stück der Welt in Ordnung. Vera nahm einen Schluck vom Wodka, der Wodka war gut; sie erlaubte sich, ein wenig ergriffen zu sein.

*

Die Schützenkapelle hatte aufgehört zu spielen, stattdessen liefen jetzt Schlager, und Johannes machte, dass er zum Ausgang des Festzelts kam. Endlich frische Luft. Zum zweiten Mal an diesem Abend reihte er sich in die Schlange vor dem Flammkuchenstand ein. Es roch so gut. Zuhause gab es nie frische Flammkuchen, es war der Mutter zu aufwändig. Während er wartete, zählte er das Geld in seiner Rechten ab. Wenn man passend zahlte, machte man anderen keine Umstände. An manchen Tagen hatte Johannes den Eindruck, dass das so etwas wie sein Hobby geworden war, weil ihm ein richtiges fehlte. Noch.